KULTUR NEU ENTDECKEN

SWR KULTUR

Das Wissen

Made in Germany – Exportweltmeister unter Druck

Von Beate Krol

Sendung vom: Montag, 24. August 2026, 8:30 Uhr
Erst-Sendung vom: Montag, 9. Februar 2026, 8:30 Uhr
Redaktion: Lukas Meyer-Blankenburg
Regie: Andrea Leclerque
Produktion: SWR 2026

Deutschland galt lange als Exportweltmeister. Doch die Abhängigkeit von den Märkten in China und den USA ist riskant. Woher kommt unsere Vorliebe fürs Exportmodell?

Das Wissen in der **ARD-Sounds App** hören und abonnieren:
https://1.ard.de/das-wissen
Oder als **Podcast**: https://www.swr.de/swrkultur/programm/podcast-swr-das-wissen-102.html

---

Bitte beachten Sie:
Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die ARD-Sounds App

Hören Sie das Programm von SWR Kultur in ARD-Sounds, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live – als Webradio – oder zeitversetzt, online oder offline.
https://www.ardsounds.de/radio/swr/swr-kultur

MANUSKRIPT

Musikakzent

Sprecherin:
Es sind schwere Zeiten für die deutsche Exportwirtschaft. Die Diskussionen um Grönland haben das einmal mehr klar gemacht. Nachdem US-Präsident Trump auch Deutschland mit Strafzöllen gedroht hatte, um den Verkauf der Insel an die USA zu erpressen, nimmt Bundeskanzler Friedrich Merz im Januar 2026 Stellung:

O-Ton 01 Friedrich Merz, Bundeskanzler:
Im Kreis der Europäer herrscht große Einigkeit, dass neue Zölle die transatlantischen Beziehungen nicht stärken, sondern schwächen.

Sprecherin:
Bereits im vorausgegangenen Quartal waren die deutschen Exporte in die USA um zehn Prozent eingebrochen. – Der Export hat uns großen Wohlstand beschert. Deutsche Firmen wie Siemens, Mercedes und BASF sind weltberühmt. Aber er macht uns auch politisch erpressbar. Selbst uns freundlich gesonnene Partner wie der Internationale Währungsfonds fordern ein Umlenken. Wie sind wir in diese wirtschaftliche Abhängigkeit geraten und warum halten wir so strikt am Exportmodell fest?

Ansage:
Made in Germany – Exportweltmeister unter Druck. Von Beate Krol.

Atmo 1: Weltbank/IWF-Jahrestreffen

Sprecherin:
Oktober 2025. Der Internationale Währungsfonds und die Weltbank haben zum Jahrestreffen eingeladen. Die beiden Organisationen sind globale Schwergewichte. Mit ihren Krediten und Programmen können sie über das Schicksal von Staaten entscheiden und haben es vielfach getan. Umso alarmierender ist es, dass während des Vortrags von IWF-Direktorin Kristalina Georgieva plötzlich das Wort „Germany“ auf der Leinwand erscheint. Das verheißt nichts Gutes.

O-Ton 02 Kristalina Georgieva, IWF Chefin (engl., ohne Voiceover):
Let me now turn to the third task: reducing resurgent current account imbalances.

Sprecherin:
Die Kritik von IWF-Chefin Kristalina Georgieva richtet sich gegen die deutschen Handelsüberschüsse. Seit Jahren sind wir nach China das Land mit den meisten Exporten. 1986 exportierten wir sogar so viele Waren wie keine andere Nation, weshalb wir uns freudig zum Exportweltmeister kürten. Ein Wort, das es in keiner anderen Sprache gibt. Nun scheint der Internationale Währungsfonds die Geduld mit uns verloren zu haben. Die IWF-Chefin wirft Deutschland und China vor, mit übermäßigen Exporten andere Länder in die Verschuldung zu treiben und den freien Handel zu behindern, weil sich Länder wie die USA mit hohen Schutzzöllen gegen

die deutschen Exportprodukte wehren. Außerdem fließe Kapital ab. Alles zusammen, sagt Kristina Georgieva, destabilisiere das das weltweite Finanzsystem.

O-Ton 03 Kristalina Georgieva (engl., ohne Voiceover):
As we have seen, these imbalances can trigger a protectionist backlash and – being mirrored by net capital flows – they can fuel financial stability risks.

Sprecherin:
Die prominente Ökonomin ist nicht die Einzige, die die deutschen Handelsbilanzüberschüsse kritisiert. Auch die USA und etliche EU-Staaten mahnen einen ausgeglicheneren Außenhandel an. Tatsächlich gibt es gute Gründe, die deutschen Handelsbilanzüberschüsse von jährlich mehr als 200 Milliarden Euro endlich zu reduzieren.

Auch Deutschland selbst wäre damit gedient. Die Exporte müssen mit Währungstransfers unterstützt werden, was für die Volkswirtschaft teuer werden kann. Und eine erneute Finanzkrise würde auch uns treffen.

Musikakzent

Sprecherin:
Warum also halten wir trotzdem so verbissen am Exportmodell fest? Und warum verfallen wir selbst bei einem minimalen Rückgang der Ausfuhren gleich in Weltuntergangsstimmung, wie es gerade der Fall ist?

Der Sozial- und Wirtschaftshistoriker Jan-Otmar Hesse von der Universität Bayreuth ist diesen Fragen in seinem Buch „Exportweltmeister. Geschichte einer deutschen Obsession“ nachgegangen. Auf das Narrativ, dass Deutschland exportieren muss, um als Land zu überleben, stieß er zum ersten Mal im Deutschen Kaiserreich.

O-Ton 04 Prof. Jan-Otmar Hesse, Wirtschaftshistoriker:
Im Kaiserreich wurde darüber diskutiert, dass man mehr exportieren musste. Damals ist eine ökonomische Situation gewesen, wo viele Leute Deutschland verlassen haben. Und der Reichskanzler Caprivi damals hat versucht, über den Aufbau von einer Exportindustrie Arbeitsplätze zu schaffen, damit die Leute in Deutschland bleiben um 1890.

Sprecherin:
Ende des 19. Jahrhunderts steckte das Deutsche Kaiserreich in einer schweren Krise. Nach dem Aufschwung der Gründerjahre hatte der Börsencrash von 1873 viele Unternehmen in die Insolvenz getrieben und massenhaft Arbeitsplätze vernichtet. Zwischen 1880 und 1893 verließen 1,7 Millionen Menschen das Land, weil sie nicht wussten, wovon sie leben sollten. Der damalige Reichskanzler Leo von Caprivi, Nachfolger von Bismarck, glaubte, dass der Export ein Ausweg sein könnte. Am 10. Dezember 1891 hielt er im Reichstag eine flammende Rede.

Sprecher:
(Zitat):
Entweder wir exportieren Waren oder wir exportieren Menschen. Mit dieser steigenden Bevölkerung ohne eine gleichmäßig zunehmende Industrie sind wir nicht in der Lage, weiter zu leben.

Sprecherin:
Die Rede von Leo von Caprivi ist als die „Wir müssen exportieren"-Rede in die deutsche Wirtschaftsgeschichte eingegangen. Hier liegt der Ursprung des Narrativs vom überlebenswichtigen Export. Auch die bis heute große Nähe zwischen Exportwirtschaft und Politik geht auf das Deutsche Kaiserreich zurück.

O-Ton 05 Jan-Otmar Hesse:
Es war die ganze Zeit Lobbyarbeit. Die Vertreter der Industrie haben in den Ministerien Einfluss genommen. Und das war auch durchaus so gewollt und da hat auch keiner Anstoß dran genommen, weil es sozusagen als eine zusätzliche Fachkompetenz wahrgenommen worden ist. Die Politiker, der Kaiser, der Reichskanzler, die hatten die Expertise nicht.

Sprecherin:
In dieser Zeit werden nicht nur mentale Weichen gestellt. Auch strukturell geht es Richtung Exportnation. Auf Geheiß des Bunds der Industriellen fördert der Staat sogenannte Mustermessen und richtet Informationsstellen und Außenhandelskammern ein, die erste 1894 in Brüssel. Auch die Hermes-Bürgschaft, mit der Exportunternehmen Geschäfte im Ausland absichern können, entsteht in dieser Zeit. Dabei treibt die Export-Befürworter keineswegs nur der Wunsch an, die soziale Lage im Deutschen Reich zu verbessern. Sie wollen auch dem britischen Empire Konkurrenz machen, das damals am meisten exportiert. Auch die USA haben sie im Blick.

O-Ton 06 Jan-Otmar Hesse:
In dieser Berliner Elite, da war das ein sehr, sehr wichtiges Argument. Da findet man wirklich: Wir sind die zweitgrößte Exportnation, wir sind fast so groß wie die Engländer. Da wurden Listen erstellt, Rankings erstellt, da wurde sehr genau beobachtet, wieviel denn die Amerikaner exportieren, da spielte das auf jeden Fall eine Rolle.

Sprecherin:
Wie entschlossen die Deutschen bei ihrer Aufholjagd vorgingen, zeigen nicht nur deutsche Akten. Auch in britischen Akten ist die Ausbreitung der deutschen Produkte dokumentiert. Fabian Hungerland vom Institut für Wirtschaftsgeschichte an der Berliner Humboldt-Universität hat über die Wirtschaftsgeschichte im Deutschen Kaiserreich promoviert und britische Konsularberichte gelesen.

O-Ton 07 Fabian Hungerland, Historiker, HU Berlin:
Und da schrieb ein britischer Konsul aus Thailand, damals Siam, er staune über die deutsche Exportwirtschaft, weil er dort vor Ort sah, wie man Zinnsoldaten kaufen

konnte, die Fähnchen trugen vom thailändischen Königshaus. Warum kriegt das die britische Wirtschaft nicht hin?

Sprecherin:
Auch der britische Journalist Ernest Edwin Williams hat über den Exporteifer der Deutschen geschrieben. In seinem Buch „Made in Germany“ von 1896 heißt es:

Sprecher:
(Zitat):
Agenten und Reisende schwärmen durch Russland und überall sonst, wo es eine Chance auf Handel zu beliebigen Bedingungen gibt – sie beliefern die Ausländer sogar mit deutschen Waren zu Verlustpreisen, um letztendlich ihr Ziel zu erreichen.

Sprecherin:
Auf diese Weise verfeinern viele Unternehmen ihre Produkte und erreichen so eine Qualität, die sie in einer Massenproduktion nicht erreicht hätten. Auch hier hilft der Staat. Zumindest indirekt. Zum Beispiel mussten alle Kinder eine Schule besuchen.

O-Ton 08 Fabian Hungerland:
Das heißt, die Leute konnten lesen, rechnen und schreiben, was einfach ein sehr wichtiger Skill ist bei der Adaption von neuen Technologien. Gleichzeitig wurde massiv gefördert, dass man quasi wissenschaftliche angewandte Forschung in konkrete Produktinnovationen umsetzte, die dann wiederum auch im Ausland vermarktet wurden. Und das hat dann tatsächlich dazu geführt, dass die deutsche Volkswirtschaft sich weg von typischen einfachen Produkten und landwirtschaftlichen Produkten hin zu den sogenannten Gütern der zweiten Industrialisierung Deutschlands, eben Chemikalien, Maschinen und elektrische Geräte, mauserte.

Musikakzent

Sprecherin:
Die großen Namen von damals sind auch heute noch bekannt. Siemens, Krupp, Thyssen, Bayer, die BASF. Wer auch immer an der Macht war, sie sprachen im Land mit und lieferten über alle Staatsformen hinweg mit ihrem Export eine Konstante. 1953 sagt Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard:

Sprecher:
(Zitat):
Allein die Leistungsfähigkeit unserer Kaufleute und die Wirksamkeit einer Handelspolitik, die gegen Diskriminierung schützt, sichern unseren Außenhandel und unsere Existenz.

Sprecherin:
Die Nachkriegszeit in den Westzonen und der späteren BRD ist die zweite bedeutende Phase, in der sich das Narrativ vom überlebenswichtigen Export festigt. Wie in den 1890er-Jahren im Kaiserreich herrscht in Deutschland Not. Diesmal sind es die Briten, die den Export wesentlich mit ankurbeln. Sie regen 1947 in ihrer

Besatzungszone eine Exportmesse an. Die Redaktion von „Welt im Film“ hat unter dem Titel „Das Schaufenster Westdeutschlands“ darüber berichtet.

O-Ton 09 „Das Schaufenster Westdeutschlands“:
Hannover führt zum ersten Mal eine Exportmesse durch, die für die Gesamtwirtschaft der West-Zonen von überragender Bedeutung ist. Ein ehemaliger Rüstungsbetrieb in dem Vorort Laatzen wurde in das Ausstellungsgelände verwandelt.

Sprecherin:
Die Hannover Messe soll Deutschland wieder zurück in die Weltwirtschaft führen. Die in der britischen Besatzungszone eingesetzten deutschen Verantwortlichen sträuben sich anfangs dagegen. Als sie erkennen, dass sie die Demontage der Fabrikhallen in Laatzen verhindern können, willigen sie ein. Mit mehr als 736.000 Besuchern aus 53 Ländern und fast 1300 Ausstellern wird die Messe ein voller Erfolg. Fast 2000 Abschlüsse kommen zustande, ihr Wert liegt bei 3,75 Millionen US-Dollar. Damals eine gigantische Summe. Besonders gefragt sind Maschinen und Geräte für den Aufbau der stark zerstörten europäischen Infrastruktur sowie Elektronik. Letzteres haben die „Wilhelm Harting Mechanische Werkstätten“ im Angebot. Der damals 7-jährige Sohn von Wilhelm und Marie Harting, Dietmar Harting, hat seine Eltern auf der Hannover Messe begleitet.

O-Ton 10 Dietmar Harting, Unternehmer und Zeitzeuge:
Das war für mich überwältigend. Nach diesem Krieg dort diese vielen Menschen zu sehen, die dort miteinander sprachen und Geschäfte machten. Das war schon wirklich schön. Und dadurch sind wir natürlich auch an Aufgaben herangekommen, die wir sonst nicht hätten machen können, weil wir keinen eigenen Außendienst hatten.

Sprecherin:
Die „Wilhelm Harting Mechanische Werkstätten“ stehen stellvertretend für viele deutsche Unternehmen der Nachkriegszeit. Nach einer anfangs noch überwiegend bundesdeutschen Kundschaft beliefert der Betrieb nur wenige Jahre nach der ersten Hannover Messe zahlreiche Kunden im Ausland. Dabei orientieren sich die Hartings wie im deutschen Export üblich an den Bedürfnissen der Kunden. Anfang der 50er-Jahre sind bei HARTING, wie sich das Unternehmen inzwischen nennt, Lichtmaschinen-Regler und Benzinpumpen für Autos angesagt.

O-Ton 11 Dietmar Harting:
Das Exportgeschäft mit den Autoersatzteilen, das war ein Hauptteil. Dazu gehörten teilweise auch Steckverbinder, die wir für die britische Armee gemacht haben. Und das hat sich aber dann nicht mehr weiterentwickelt. Und wir haben aber über die Steckverbinder, die ja erst ab 1962 so richtig losliefen, davor das Musikboxgeschäft gehabt. Das war eigentlich ein wertvoller Umsatz in Bezug auf die Entwicklung des Unternehmens, weil das durchaus sehr lukrativ war.

Sprecherin:
Während Deutschland im Kaiserreich trotz der großen Exporterfolge durchgehend ein Handelsbilanzdefizit hat, also mehr importiert als exportiert, stellen sich dank HARTING und vieler anderer exportierender Unternehmen in der Bundesrepublik nun

erstmals Handelsüberschüsse ein. Ab 1952 treten sie regelmäßig auf. Für viele Menschen im Nachkriegsdeutschland ist das eine beruhigende Nachricht. Allerdings sei der Exporterfolg nicht allein auf die Qualität zurückzuführen, sagt Wirtschaftshistoriker Fabian Hungerland.

O-Ton 12 Fabian Hungerland:
Wenn wir stolz sind auf unsere Exportwirtschaft, dann meinen wir eben oft: Wir sind sparsamer, wir sind effizienter als ausländische Konkurrenten. Wir machen die Sachen, kurz gesagt, besser. Und das ist vielleicht auch in vielen Sektoren so. Aber ein wichtiger Aspekt, den man da gerne unter den Tisch fallen lässt – gerade in der Debatte hier –, ist, dass man eben immer darauf geachtet hat, dass der deutsche Wechselkurs auch im Interesse der deutschen Exporte liegt.

Sprecherin:
Die bewusst unterbewertete D-Mark der Nachkriegszeit macht die bundesdeutschen Exportprodukte im Ausland billig, was die Nachfrage hochhält und den Handelsbilanzüberschuss von 1952 weiter verstetigt. Ein Referent im von Ludwig Erhard geführten Wirtschaftsministerium konstatiert 1957, dass zwei Drittel des damaligen deutschen Exporterfolgs auf die verzerrten Wechselkurse zurückgehen. Lediglich ein Drittel sei der technologischen Wettbewerbsfähigkeit zu verdanken. Das widerspricht der Mär vom besseren deutschen Produkt. Der Preis macht den Unterschied. Umgekehrt sind Produkte aus dem Ausland für die Deutschen wegen der schwachen D-Mark oft zu teuer. 1961 wertet die Bundesregierung die D-Mark deshalb leicht auf. Die Exportwirtschaft macht Stimmung dagegen und bedient sich des bewährten Narrativs. Im Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ findet sich ein Artikel über den Konflikt.

Sprecher:
(Zitat):
Niemals zuvor hatte der sauerländische Bettenbauer und Präsident des Bundesverbandes der Industrie, Fritz Berg, derart massiv gegen die Bundesregierung gewütet wie in der vergangenen Woche.

Sprecherin:
BDI-Präsident Berg spricht von „Vertrauensbruch“ und einer – Zitat – „Katastrophe für die gesamte Wirtschaft“. Elf Branchen schließen sich der Kampagne an, darunter auch der Maschinenbau und die Elektro- und Kraftfahrzeugwirtschaft. Viele Bundesbürger wollen die teurere D-Mark trotzdem, weil sie die Importe billiger macht und auch den Urlaub im Ausland. Es gibt aber auch Bürger, bei denen die Schwarzmalerei der Unternehmen verfängt. Der Bayrische Rundfunk hat im März 1961 eine Straßenumfrage zur Aufwertung der D-Mark gemacht.

O-Ton 13 BR-Umfrage:
Ich lehne die deshalb ab, weil ja die D-Mark-Aufwertung uns in der Konjunktur jetzt hindern wird. Denn das Ausland wird ja jetzt wahrscheinlich den ganzen Handel einschränken und selbst die Großindustrie wird wahrscheinlich jetzt bange zusehen müssen, wie die Kunden jetzt langsam nach Japan oder so abspringen, weil sie einen wesentlich billigeren Sen hat wie wir.

Sprecherin:
Vor allem aber hinterlässt die Kampagne Spuren in der Politik und den Ministerien. Allein im Wirtschaftsministerium treffen mehr als 130 Briefe von deutschen Industriemanagern ein. In den Jahren danach wird die Exportwirtschaft mit Samthandschuhen angefasst. Der Export wird zur Quelle des bundesdeutschen Wohlstands erklärt, er sei, so formuliert es ein Ministerialbeamter, „kein Übel, sondern Schicksal“. Damit hat die selbstbewusste Exportindustrie freie Bahn, denn gegen ein Schicksal kann man bekanntlich nichts machen. Andererseits ist an der Schicksals-Metapher durchaus etwas Wahres dran. Mit der deutsch-deutschen Teilung hat die Zahl der Exportunternehmen in der BRD ungeplant zugenommen, weil große Betriebe aus Sachsen, Thüringen und Berlin in den Westen gehen. Und es gibt noch einen Grund, der dazu führt, dass so viel Ware die BRD verlässt: Bis in die 1950er-Jahre fehlt die Inlandsnachfrage. Das gilt auch für die Autos, sagt Wirtschaftshistoriker Jan-Otmar Hesse.

O-Ton 14 Jan-Otmar Hesse:
Die deutschen Haushalte sind noch relativ arm 1956. Die können sich zum Teil gar keinen VW-Käfer leisten. Und das Auto wird dann eben in die USA exportiert, wo es als Zweitwagen rumfährt. Und das ist sozusagen eine typische Wiederaufbau-Geschichte, dass man selbst was herstellt, was man sich selber gar nicht leisten kann. Deshalb geht da so viel in den Export.

Sprecherin:
Obwohl die Inlandsnachfrage in den 1960er-Jahren steigt, bleibt der Export deshalb hoch. Die Unternehmen haben gut funktionierende Vertriebsstrukturen geschaffen, die sie nicht einstellen wollen. Anfangs arbeiten viele noch mit Handelsvertretern zusammen. Später eröffnen sie eigene Vertriebsstandorte und Fabriken, um vor Ort zu sein. Auch die Harting Group expandiert. Nachdem sie das Sortiment auf Steckverbinder für die Industrie umgestellt hat, ist sie weltweit gefragt. Philip Harting ist Dietmar Hartings Sohn und seit 2015 Vorstandsvorsitzender.

O-Ton 15 Philip Harting, Unternehmer:
Dann war das so, dass mein Vater immer den Weg gegangen ist, dass der Markenname zunächst einmal bekannt werden musste in dem Land, und ab einer gewissen Größe wurden dann ja auch Produktionsgesellschaften nachgezogen, sukzessive, dass wir vor Ort gefertigt dann haben, wenn dann der Marktanteil groß genug war.

Sprecherin:
Frankreich ist das erste Land, in dem die Harting Group eine Niederlassung eröffnet. Dann folgen die anderen europäischen Länder. Spanien kommt am Schluss. Danach geht die Firma nach Japan. Vielfach folgt Harting aber auch den großen Konzernen. Das Unternehmen liefert dem Maschinenbau und der Autoindustrie zu.

O-Ton 17 Philip Harting:
Und wenn sie dort Bedarf hatten für Ersatzteile, also Wartung, Ersatz- oder Reparaturteile, dann müssen natürlich diese Zubehörteile auch in dem Land, wo dann die Maschinen, Autos usw. exportiert wurden, auch verfügbar sein, damit halt weiterproduziert werden kann.

Sprecherin:
Diese Logik bestimmt die Exportindustrie in den Jahrzehnten nach dem Wirtschaftswunder. Die Großen gehen vor, die Kleineren folgen. Auch diese Strategie ist erfolgreich. 1986 exportiert die Bundesrepublik einen größeren Warenwert als jedes andere Land und krönt sich zum Exportweltmeister. Die führenden Exportbranchen sind die Auto- und Elektroindustrie sowie Chemie und Maschinenbau. Im Glückstaumel gehen schließlich die letzten Zweifel am Exportmodell verloren. Kritik von außen wird kategorisch abgewehrt. Im Inland ist das Interesse an der Handelspolitik ohnehin weitgehend eingeschlafen. Es läuft ja. Dabei engt sich der politische Spielraum immer mehr ein.

Musikakzent

Sprecherin:
Ein großes Problem sind die Arbeitsplätze. Je stärker die Exportunternehmen sind, umso mehr Arbeitsplätze hängen von ihnen ab. Umzusteuern wird so immer schwerer. 1985 sagt Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt:

Sprecher:
(Zitat):
Deutschland exportiert sich krank.

Sprecherin:
Nach der Wende 1989 fallen die Probleme noch nicht so auf. Die Wiedervereinigung mit der DDR bringt neue Handelskontakte. Deutsche Firmen expandieren erfolgreich in den früheren Ostblock. Wieder wirkt der Export als perfekte Lösung in einer schwierigen Lage. Die Wiedervereinigung kostet. Trotzdem lassen sich die Probleme nicht mehr ignorieren. Der Export hat die deutsche Wirtschaft von anderen Staaten abhängig gemacht. Und die bestehen auf dem sogenannten local content, erzählt Unternehmer Philip Harting.

O-Ton 18 Philip Harting:
Zum Teil ist die Anforderung gestiegen, dass die sagen: Wenn Regierungen Investitionen in Infrastrukturprojekte freigeben, beispielsweise Eisenbahnen bauen, dass dort ein gewisser Anteil der Wertschöpfung lokal hergestellt wird, dass lokal eingekauft wird, dass lokal entwickelt wird, dass lokal vertrieben wird.

Sprecherin:
Ein besonders schwieriger Kandidat ist die Volksrepublik China. Sie ist einerseits ein gigantischer Absatzmarkt, andererseits ein gefährlicher Konkurrent. China nutzt die Zusammenarbeit mit den deutschen Firmen, um von ihnen zu lernen. Dieser Prozess ist inzwischen weit fortgeschritten, sagt Philip Harting, der seine Karriere im familieneigenen Unternehmen 2005 in der chinesischen Niederlassung begonnen hat.

O-Ton 19 Philip Harting:
Damals war das so, dass Deutschland Autos exportiert hat, Eisenbahnen exportiert hat, Windräder exportiert hat. Aber da hat ein Technologiesprung stattgefunden, ein

Strukturwandel. China setzt ganz klar auf Elektromobilität und da sind sie führend in der Herstellung, in der Produktion, da sind sie wettbewerbsfähig und wir nicht mehr.

Sprecherin:
Die Steckverbinder der Harting Group, die heute in China verbaut werden, werden in China produziert. Und sie landen in chinesischen Autos und nicht nur in deutschen, mit denen sie nach China gekommen waren. Die Wissenschaft nennt das Phänomen den zweiten China-Schock. Auch andere Staaten, die lange deutsche Waren importiert haben und damit dazu beitrugen, dass Deutschland Exportweltmeister wurde, produzieren stärker im eigenen Land mit eigenem, oft in deutschen Firmen gelerntem Knowhow. Die Exportindustrie fordert deshalb immer wieder staatliche Unterstützung. Wirtschaftshistoriker Fabian Hungerland fürchtet, dass das in manchen Branchen nur noch bedingt hilft.

O-Ton 20 Fabian Hungerland:
Wenn es einen großen technologischen Schock gibt, eine Disruption, dann kann es sein, dass die Technologie, auf der all diese Kapitalgüter beruhten, nicht mehr gefragt ist und dann plötzlich ein über Jahrzehnte gewachsener Industriestrang seine Kundschaft verliert. Ein Beispiel ist die Automobilwirtschaft. Da trifft diese Disruptionsthese massiv zu, weil Deutschland sehr gut darin ist, Verbrenner-Autos zu bauen und selbst Dieselmotoren auf Effizienzlevels zu bringen, die undenkbar waren. Aber es ist einfach so, dass die neue Technologie Elektromobilität schnell dafür sorgt, dass die Leute das Interesse daran verlieren, deutsche Verbrenner-Autos zu kaufen.

Sprecherin:
Wenn das Interesse an der Grundtechnologie versiegt, nützt auch die beste Qualität nichts. Dazu stellt sich die Frage, ob der Export wirklich so sehr den Wohlstand in Deutschland vermehrt, wie wir glauben. Der Ökonom Heribert Dieter von der Stiftung Wissenschaft und Politik bezweifelt das, weil mit den Waren der Exportunternehmen immer auch Kapital aus der Volkswirtschaft abfließt. Auch IWF-Chefin Kristalina Georgieva hat in ihrer Rede 2025 auf diesen Effekt hingewiesen.

Die Zusammenhänge sind komplex und am besten an einem Beispiel zu erklären. Ein deutsches Unternehmen liefert eine Maschine an ein brasilianisches Unternehmen. Damit das brasilianische Unternehmen die Maschine in Euro bezahlen kann, müssen Euro nach Brasilien kommen. Das passiert sehr vereinfacht gesagt, indem deutsche Banken brasilianische Wertpapiere und Staatsanleihen bei brasilianischen Banken kaufen und mit Euro bezahlen. Diese Euro leiht sich das brasilianische Unternehmen und überweist sie dem deutschen Unternehmen. Je mehr Waren deutsche Unternehmen exportieren, umso mehr Euro fließen also aus der Volkswirtschaft ab, um dann bei privaten Unternehmen zu landen. Die Volkswirtschaft erhält im Gegenzug die Wertpapiere. Das birgt Risiken. Heribert Dieter formuliert es – angelehnt an einen bekannten Ausspruch des Ökonomen Hans-Werner Sinn – so:

O-Ton 21 Prof. Heribert Dieter, Ökonom, Stiftung WuP:
Wir exportieren hochwertige deutsche Produkte und bekommen dafür griechische Staatsanleihen und wertlose amerikanische Subprime-Anleihen. Und die blenden wir

häufig aus. Wir schauen nur auf den Warenexport. Wir schauen aber nicht auf den damit unmittelbar in Verbindung stehenden Kapitalfluss.

Sprecherin:
Die deutsche Volkswirtschaft zahlt bei einem Überschuss also tendenziell drauf, zugunsten privater Unternehmen. Und auch die Importländer deutscher Waren haben durch unseren Überschuss Nachteile, sagt Heribert Dieter, denn sie rutschen ins Defizit.

O-Ton 22 Heribert Dieter:
Das hat zwei Effekte. Erstens werden in den Ländern, die diese Importe aufgenommen haben, tatsächlich Arbeitsplätze vernichtet und das kann man relativ gut nachweisen. Das ist die eine Seite der Medaille, also es geht tatsächlich etwas verloren. Und das Zweite ist, dass die wachsende Außenverschuldung in eine Verschuldungskrise münden kann. Und insofern haben wir ein Interesse daran, dass das nicht passiert.

Sprecherin:
Die letzte Verschuldungskrise haben wir 2008 erlebt. Damals hatten deutsche Banken Euros gegen wertlose Hypothekenpapiere aus den USA getauscht, auch, um Exportgeschäfte zu ermöglichen. Die sogenannte Subprime-Krise, die schließlich in der Eurokrise mündete, kostete die Steuerzahler viel Geld. Die deutsche Exportstärke hat also auch eine Kehrseite.

Musikakzent

Sprecherin:
Aber was kann man tun, um die Exportüberschüsse zu senken und den im Deutschen Kaiserreich eingeschlagenen Pfad zu verlassen? 2025 sagt Bundesaußenminister Johann Wadephul:

Sprecher:
(Zitat):
Es muss Kernaufgabe unserer Diplomatie sein, der deutschen Wirtschaft im Ausland den Weg zu ebnen.

Sprecherin:
Eine Lösung für die deutschen Exportüberschüsse zu finden, ist schwierig. Fast 135 Jahre Exportorientierung lassen sich nicht von heute auf morgen ungeschehen machen. Im Jahr 2026 fährt die Bundesregierung zweigleisig. Auf der einen Seite verfolgt sie weiterhin eine starke Außenhandelsdiplomatie. Gleichzeitig soll der 500-Milliarden-Euro-Investitionsfonds die Nachfrage nach deutschen Produkten im Inland stärken und dafür sorgen, dass deutsche Standorte erhalten oder sogar ausgebaut werden. Denn auch das ist ein Problem: Ihre Gewinne aus den Exportgeschäften legen Unternehmen oft im Ausland an. Ob das – auch vom IWF begrüßte – Investitionspaket die Exportüberschüsse tatsächlich reduzieren wird, ist allerdings noch offen. Es kann auch sein, dass die Unternehmen bei ihren angestammten Exportgeschäften bleiben. Für Heribert Dieter von der Stiftung Wissenschaft und Politik wäre das ein Fehler.

O-Ton 23 Heribert Dieter:
In einer Weltwirtschaft wechselseitiger Abhängigkeiten ist es angemessen, auch von den Überschussländern zu erwarten, dass sie etwas tun, um ihre Überschüsse abzubauen. Das geht jetzt nicht um monatliche Überschüsse, es geht auch nicht um jährliche Überschüsse, aber wenn eine Volkswirtschaft über längere Zeit große Überschüsse erwirtschaftet, dann hat sie eigentlich die Verantwortung, dem Rest der Welt gegenüber, diese Überschüsse zu reduzieren. Und deshalb sollte sich da etwas ändern.

Musikakzent

Sprecherin:
Verantwortung nicht nur Deutschland gegenüber, sondern auch gegenüber dem Rest der Welt. Das klingt, als müssten wir uns von der liebgewonnenen Idee verabschieden, dass Deutschland exportieren muss, um als Land wirtschaftlich stabil zu bleiben. Auf lange Sicht fährt die Wirtschaft vermutlich besser mit einer ausgeglichenen Handelsbilanz. Die zu erreichen, wird schwer. Aber vielleicht kann man auch darin Weltmeister werden.

Absage:

Das Wissen (mit Musikbett)

Sprecherin:
Made in Germany – Exportweltmeister unter Druck. Von Beate Krol. Sprecherin: Isabella Bartdorff. Redaktion: Lukas Meyer-Blankenburg. Regie: Andrea Leclerque.

Abbinder

Sprecher:
Ein Beitrag vom Februar 2026.